

trug ich mein Lieblingsnachthemdchen. Für meine Eltern war ausschlaggebend, dass ich mich bewusst dafür entschieden hatte - unabhängig von meinem Alter oder der Glaubensreife.

Meine Mutter und mein Vater hatten zwar ihre Überzeugungen, aber wenn es nötig war, gingen sie flexibel damit um. Das ist bis heute so. Wir wuchsen zum Beispiel mit der Norm auf, dass es keinen Sex vor der Ehe gibt. Die Schöpfungsordnung von Mann und Frau galt als Ideal - mit der Konsequenz, dass jemand, der homosexuell empfindet und das nicht «wegkriegt», eben enthaltsam leben muss. In den vergangenen Jahren hat sich mein Vater aber stark mit Homosexualität auseinandergesetzt und eine Position gefunden, die weit davon entfernt ist, was in Freikirchen gelehrt wird. Über diese Flexibilität staune ich immer wieder. Auch früher war es so: Wir wuchsen zwar fromm auf, aber wir durften kritisch sein. Glaube war das Thema am Küchentisch, man konnte ständig Fragen stellen, und es wurde diskutiert. Ich wollte die Dinge schon immer verstehen.

Eine Schattenseite des freikirchlichen Glaubens war für mich die klare Vorstellung, dass es die «eine» Wahrheit gibt, dass man Christ sein muss, um in den Himmel zu kommen. Das prägt das Denken und hat bei mir immer wieder Ängste ausgelöst. In der Primarschule besuchte ich den Religionsunterricht der reformierten Kirche, obwohl wir konfessionslos waren. Irgendwann realisierte ich, dass es Reformiert und Katholisch gibt. Ich fragte meine Eltern, was denn ich sei. «Eigentlich keines von beiden», erklärten sie mir, «aber eher reformiert.» Ich bekam panische Angst: Was wäre, wenn die Katholiken recht hätten? Käme ich dann in die Hölle? Meine Eltern vermittelten mir, dass es nicht so sehr darauf ankomme, wo man Mitglied sei, sondern dass man im Herzen glaube. Das beruhigte mich. Aber die Teilung in solche, die dazugehören, und solche, die nicht dazugehören, war schon stark. Ich finde es bis heute erstaunlich, wie evangelikale Christen es schaffen, in diesem Denken zu leben und trotzdem die fiesen Fragen weitgehend auszuklammern. Etwa zum Thema Hölle. Wenn man in Freikirchen

Sinnbild für starken Familienzusammenhalt: Sara (auf dem Schoss der Schwester) und ihre Geschwister auf der Rutsche, die der Vater gebaut hat.



herumfragen würde, «glaubst du wirklich, dass alle anderen in die Hölle kommen?», dann bekäme man in den meisten Fällen die Antwort: «Es ist nicht an mir, zu urteilen - ich glaube einfach, dass <wir> in den Himmel kommen.» Aber was ist mit den anderen? Das Konzept der Hölle ist brutal. Als Kind nahm ich das jedoch hin. Ich glaubte, das sei so. Es beschäftigte mich schon, aber man liess diese dunkle Seite nicht zu. Das hatte ich von meinen Eltern mitbekommen: immer das Positive sehen. Also jemanden nicht deshalb bekehren, damit er nicht in die Hölle kommt, sondern damit er das wunderbare Leben mit Jesus schon auf dieser Welt teilen kann. Man könnte dies gutes Marketing nennen.

Während meiner Kindheit war in der freikirchlichen Szene die charismatische Strömung stark. Das heisst, dass Gläubige das Wirken Gottes in Form von Zeichen erkennen. Dass es Heilung gibt oder die Gabe der Prophetie. In Kanada kam in den 1980er-Jahren eine Praxis auf, die sich rasch verbreitete: Man betete für Menschen, die dann unvermittelt zu lachen oder zu weinen anfangen oder umfielen. Für solche Dinge waren meine Eltern extrem offen. Einmal kam ein Pastor aus dem Ausland zu Besuch. Er fragte mich, ob ich dies auch erleben wolle. Er betete für mich. Ohne Berührung fiel ich um. Natürlich stand jemand bereit, um mich aufzufangen. An das Gefühl, als ich da im Delirium am Boden lag, erinnere ich mich gut. Es war eine starke spirituelle Erfahrung. Im Rückblick will ich gar nicht beurteilen, was daran <echt> war und was nicht. Mir ist klar, dass viel Psychologie in so etwas steckt. Dass man sich vielleicht sogar selbst manipuliert. Aber ich hatte auch Glaubenserlebnisse, die sich sehr authentisch anfühlten. Da kann ich mir nicht erklären, was passierte.

Andere Male wurden wir desillusioniert. Als ich etwa zwölf war, kam ein amerikanischer Fernsehprediger auf Europatournee, der das Wohlstandsevangelium vertritt. Dieses ist in den USA verbreitet und besagt, dass Gottes Segen mit materiellem Reichtum und Gesundheit einhergeht. Ich halte das heute für eine schlimme Theologie. Damals waren viele aus dem Umfeld meiner Eltern be-

geistert von diesem Mann. Es hiess, an seinen Auftritten würden die Leute reihenweise vom Geist ergriffen. Also organisierte man einen Besuch von ihm in der St. Jakobshalle in Basel. Leute aus der Gemeinde meiner Eltern bekamen dabei mit, was hinter der Bühne ablief. Sie hörten, wie Instruktionen gegeben wurden, um zu einem bestimmten Zeitpunkt der Predigt Ventilatoren einzuschalten, damit ein Luftzug kommt. Oder sie sahen, dass aus Couverts mit Gebetsanliegen von Gläubigen Geld genommen wurde. Das war schon ein böses Erwachen für meine Eltern: Etwas, worauf sie ihre Hoffnung setzten, stellte sich als Fake heraus. Als fiese Manipulation. Doch nach solchen Erlebnissen war ihre Antwort nicht, aufhören zu glauben - sondern neu zu glauben.

Im Lauf der Primarschulzeit wuchs mein Bewusstsein dafür, dass die Art und Weise, wie wir Religion lebten, nicht die übliche war. Ich glaube aber nicht, dass ich von meinen Freundinnen als anders wahrgenommen wurde. Es gab keine Themen, bei denen ich als Kind etwas nicht durfte, was andere durften. Wir hatten normale Hobbys, gingen zum Sport, zum Musikunterricht. Ich begann mehrmals, ein Instrument zu spielen: Flöte, Geige, Klavier, Gitarre. Mit allen hörte ich wieder auf. So flatterhaft bin ich heute nicht mehr! Ich glaube, es war einfach ein Phänomen der Kindheit, alles auszuprobieren. Meine Eltern waren nicht so streng, dass sie mich gezwungen hätten, etwas durchzuhalten.

Ich fühlte mich als Kind wahnsinnig geliebt. Meine Eltern leisteten für uns einen extremen Einsatz. Jedes Jahr bastelte meine Mutter vier Adventskalender. Das war noch vor der Zeit, als alle Kinder Adventskalender hatten. Oder dieses Himmelbett, das mein Vater mir baute. Wir hatten einfach eine sehr starke Familienkultur, waren viel zusammen unterwegs. Das trugen zwar nicht alle im gleichen Mass mit. Der ältere meiner Brüder fand das schrecklich, weil es so viel Nähe bedeutete. Dafür ist er nicht der Charakter. Wir hatten auch einen Familienrat. Zweimal im Monat setzte man sich an den Tisch und sagte, was man aneinander schätzte und was einen störte. In einem Büchlein wurde das protokolliert. Meine Schwester

sagte jeweils, es störe sie, dass meine Brüder in der Nase bohrten. Bei mir störte sie, dass ich meine Sachen überall im Haus herumliegen liess. Man definierte gemeinsam, wie solche Dinge zu lösen seien. Meine Eltern schrieben sogar ein Buch über den Familienrat. Wir mussten unser Einverständnis dafür geben. Ich war etwa zehn, und sie boten mir eine Glace fürs Mitmachen an. Als Teenie war es mir später ein bisschen peinlich, dass da Familiengeschichten öffentlich ausgebreitet wurden.

Mit elf, zwölf ging ich nicht mehr in die Kirche. In der Hausgemeinde, die mein Vater mitgegründet hatte, gab es Konflikte. Er wechselte in eine andere Gemeinde, wo er als Pastor angestellt wurde. Dort waren keine Kinder in unserem Alter, und wir fanden kaum Anschluss. So rutschte ich raus, kam in meine rebellische Phase. Zwischen zwölf und sechzehn hatte ich viele kritische Fragen. Ich wollte zwar irgendwie gläubig sein. Wenn meine Eltern es wieder mal geschafft hatten, mich für ein christliches Jugendcamp zu motivieren, nahm ich einen neuen Anlauf. Aber der Alltag war stärker, mein Freundeskreis in der Schule überhaupt nicht religiös.

In der Pubertät war ich diejenige der vier Kinder, mit der es am meisten Krach gab. Ich hinterfragte alles, wollte mich ausprobieren, möglichst kurze Kleider und hohe Schuhe tragen - und mit meinen Eltern nicht viel zu tun haben. Ein latent schlechtes Gewissen hatte ich trotzdem. Dass ich ab und zu rauchte, erzählte ich ihnen nicht. Ich war eine Rebellin ohne Anlass, kämpfte nicht für ein ökologisches oder politisches Anliegen. Ein «rebel without a cause». Ich regte mich einfach auf, wenn meine Eltern wissen wollten, mit wem und wo ich meine Freizeit verbrachte. Und doch gab es in dem ganzen Teenie-Aufbruch diese eine Szene, die mich sehr berührte: Ich war nach einem Streit aus dem Haus gestürmt und mit dem Velo zu einem Anlass mit Freunden gefahren. Es begann zu schütten, ganz krass, und ich hatte nicht einmal eine Jacke dabei. Nach der Veranstaltung kam ich raus, und mein Vater stand da mit meinem Regenschutz. Er sagte, er habe mir den nur schnell bringen wollen - und ging wieder. Ohne Vorwürfe, ohne ein weiteres Wort. Ich glaube,

Oben links: Familienausflug, Sara im neuen Fahrradanhänger. / Oben rechts: Mit drei Jahren im Garten. / Unten: Die Grossfamilie mit den Eltern (links), der einjährigen Sara und ihren Geschwistern sowie im Haus aufgenommenen Frauen.